

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 23. März 1916

## Kolonial-Probleme.

Die Solidarität der weißen Rasse Hauptgrundfrage.

Der frühere deutsche Kolonialminister Dr. Bernhard Dernburg schreibt: Wie auf dem europäischen Kontinent die Streitenden Rassen im wesentlichen nach Nationen getrennt sich gegenüberstehen, so stehen auf dem kolonialen und Ueberseegebiet die Völker nach Rassen geteilt gegenüber, und wie ein inneres Band die Nationalitäten und Nationen zusammenfaßt, so besteht auch eine Gemeinschaft der Rassen. Wie in der europäischen Politik jeder Volksgenosse dem anderen für die Erhaltung seines Rechts verantwortlich ist — eine Einrichtung, die wir den Staat nennen —, so ist im Kolonialwesen jedes Mitglied der weißen Rasse dem anderen verantwortlich für die Erhaltung der Einheit, der Kultur und des Ansehens dieser weiteren Gemeinschaft. Die erfolgreiche Kolonisation wilder Naturvölker hat überall da, wo das Klima die Ansiedlung der weißen Rasse nicht zuläßt, den Zweck, den Boden, seine Schätze, die Seen, die Flüsse und vor allem die Menschen den Bedürfnissen der kolonisierenden Rasse nutzbar zu machen; im wesentlichen, um solche Dinge zu erzeugen, welche in den nördlichen Klimaten, wo der Sitz und Ausgang aller Kolonisationen ist, nicht gedeihen und die geeignet sind, die Wirtschaft dieser nördlichen Völker zu ergänzen. Erfolgreich kann aber das nur durchgeführt werden, wenn es gelingt, die Abneigung der wilden Völker gegen Ordnung und regelmäßige Arbeit zu überwinden und ihr Selbstinteresse an der Tätigkeit des Kolonisators zu erwecken, und das wiederum geschieht nur dann, wenn der Kolonisator jener Völker ein Verhältnis anerkennend, welches allein rechtfertigt, bei diesen wilden Völkern den Willen durchzusetzen, wenn erforderlich, ihn aufzunötigen, nur dann, wenn er die Gegengabe mit sich bringt, die in verfeinerten Methoden, effizienter Einleitung höherer Kultur, sorgfältiger Erhaltung und Vermehrung der Unterworfenen besteht, das heißt, wenn er die Aufgabe der Kolonisation mindestens ebensoviel als eine ethische wie als eine merkantile aufsaugt. Vor allem ist diese Tätigkeit nur dann möglich und durchführbar, wenn man den beiderseitigen Charaktereigenschaften, Einrichtungen und Rechtsgebräuchen, die auch in den wildesten Naturstaaten Zentralafrikas bestehen, keine unnötige Gewalt antut, sondern auch diese Völker ihr eigenes Geschick so weit auswirken läßt, wie es ohne Verstoß gegen den Zweck der Kolonisation und ohne Schädigung der Zusammengehörigkeit von Mutterland und Kolonie möglich ist.

Do es sich aber in den Kolonien regelmäßig um große Massen unentwickelter, der Zahl nach den Weißen weit überlegen und uneinsichtiger Menschen handelt, so kann diese Aufgabe nur erfüllt werden, wenn es gelingt, das Ansehen der weißen Rasse sittlich und kulturell aufrechtzuerhalten, wenn der Weiße als der geistig Ueberlegene, wirtschaftlich Gebobene mit seinem Kampf- und Machtmittel endgültig bestergerachtet wird, denn das ist zu gehören und zu folgen nicht nur nötig, sondern auch weise ist. Man nennt das das Prestige der weißen Rasse; es beruht darauf, daß der Eingeborene glaubt, der Wille des Weißen sei gut, unerschütterlich und unbedenklich, und zwar der weißen Obrigkeit ganz allgemein, nicht nur der weißen Nation, die im Einzelfall den Eingeborenen gegenübertritt, also aller Nationen, die sich kolonialistisch betätigen. Denn in den Völkern des schwarzen Kontinents ist eine beständige Bewegung, ein Kommen und Gehen, ein Kommen und Tuscheln; Nachrichten, die an der Spitze von Kamerun auftauchen, werden auf die unglaublichen Entfernungen mittels der Drehtrommel von Ort zu Ort getrommelt, ein Wort nimmt die Klänge von dem anderen auf und bringt sie in wenigen Stunden über Gebiete, welche man tagelang durchkreift, in den französischen, in den belgischen Kongo, und dabei verschlechtern oder verbessern, jeberfalls aber vergrößern sich die Mitteilungen nach der außerordentlich regen, aber unlogischen Regierphantasie, keines wird groß, großes wird klein, und das Geklatsche über eine Tat oder Absicht der Weißen ist nirgends größer als im Negertal.

Was daher den Deutschen angeht, geht den Belgier und Franzosen, den Engländer und Portugiesen in gleicher Weise an. Es ist deshalb ein Hauptzweck, daß eine Solidarität der weißen Gemeinschaft der schwarzen gegenübergestellt werden muß, zum mindesten ist es bisher ein Hauptzweck gewesen. Als Ferdinand Cortez mit

einer Handvoll Spanier die Inselstadt Mexiko einnahm, hielten die Mexikaner die Spanier für unsterblich und Pferde für göttlichen Ursprungs. Aber nachdem das erste Pferd gefallen und der erste Spanier an dem Altar des Bishpugli geschlachtet war, war dieser Glaube dahin und ein blutiger und jammervoller Rückzug eine notwendige Folge.

Man kann es den Engländern nachsagen, daß sie ihre Kulturmission in den Kolonien nach manchen Fehlgriffen — und das Prinzip ist ihnen auch erst verhältnismäßig spät aufgegangen — in verständiger und wirksamer Weise ausgeübt haben, und es ist ihnen gelungen, unter ihrer Flagge eine Völkergemeinschaft zu beherrschen und zu entwickeln, die große Zukunftshoffnungen für die Entwicklung der Menschheit gestalter hat. Sie haben versucht, und mit Erfolg, der Eigenart der Bekehrten, ihren Wünschen und Absichten Rechnung zu tragen und ihnen die Freiheit zu lassen, die der Entwicklung und Staatsaufgabe nicht entgegenstand.

Ich habe gesagt, daß dem einen großen Gebot der Ethik der Kolonisation England im allgemeinen und oft vorbildlich gefolgt ist, an einem anderen, der Erhaltung des Ansehens der Rasse, hat es sich schwer verhalten. Erstmalig in dem Kampf gegen die Buren, indem es schwarze Bantus gegen Angehörige der weißen Rasse losgelassen hat, jetzt, indem es alle Arten von niedrigen Farbigen gegen weiße Völker führt und an ihrer Seite kämpft.

Ich möchte an einem Beispiel klar machen, was ich meine: Als im Jahre 1907 Zentralafrika durchzog an der Spitze meiner Karawane von 500 bis 600 Schwarzen, ein Häuflein von Weißen an der Spitze, bestand die ganze Bedeckung aus vielleicht 20 subanesischen Askaris, die mit der großen schwarzenweissen Fahne aus voranzogen. Der Rest waren Träger, die unsere Zelte, Stühle und Tische, Betten und Kisten trugen, den Proviant, ja, das Wasser, das wir tranken, den Proviant für die Träger, die Bedeutung, die Treiber der wenigen Kavaliere und dahinter der Zug der Soldatenweiber mit ihrer Bedienung aus kleinen Burschen — hatte doch jeder von uns einen oder zwei schwarze Diener, die sich ihrer Stellung nicht würdig vorgetan hätten, wenn sie nicht ihrerseits irgendeinen kleinen Anreiz zum Schleifen ihres Bündels mit sich geführt hätten, der Schutz des Lagerfeuers nannte diese Zwerg-Baby-boys. So zogen wir, viele Hunderte von Kilometern entfernt von Bahn und Telegraph, durch dicht besiedelte, vor wenigen Jahren noch ganz wilde Gegenden, nur gebettet (und in absoluter Sicherheit uns fühlend) durch den Schutz unserer nationalen Farben, und so schlichen wir des Nachts — die Zelte im großen Kreis um ein Lagerfeuer aufgebaut, dahinter die unzähligen kleinen Glühkäusen, an denen sich unsere Träger wärmten — ebenso ruhig wie in unseren Betten daheim, und nur die große Fahne, die da einsam in der Mitte des Lagers, bewacht von einem Posten, wehte und flatterte, sagte hier ist eine gefestigte Obrigkeit, hinter welcher die ganze Macht des großen Deutschen Reiches steht, gegen das noch nie ein Uebelwollender der farbigen Rasse aufgetreten ist. Und so entsinne ich mich eines Wunders bei einem Sultan Rahib in Kenia am westlichen Ufer des Victoria-Nyanza-Sees, wo wir stundenlang durch Spalier weißgeleibter Regere mit Palmzweigen zogen, wo uns die Weiber mit glückbringendem Weis überhäuften, bis wir in die Burg, einen gewaltigen Hof, einzogen, in dem viele tausende mächtige Regere uns mit Freudenrufen und Geschnalze begrüßten, wo wir auf der Terrasse von des Sultans Steinhaus jene wilden Kriegstänze erlebten, die begleitet waren von dem barbarischen Spettakel einer mit phantastischem Kopfschmuck ausgeputzten und in Pantherfelle gehüllten Ruffi, die der Sultan sein Konzert nannte. Wir Weiße waren in einer hoffnungslosen Minderheit. Der Sultan hatte eine große, mit Gewehren besetzte Leibwache, wir waren mitten im afrikanischen Kontinent, abgeschnitten vom Rest der Welt. Auch auf diesem Sultan kostete die deutsche Regierung nicht gerade bequem, auch er hatte seine Steuern zu zahlen und seine Leistungen zu machen, er war ein deutscher Untertan auf Grund des weißen Prestiges. Auf dem großen Etirah, das sich hinter der Beramba hinzieht, hatte er ein Museum. Es bestand aus einigen zerbeulten Kaffeelannen und Kesseln, aus einem Gummophon, das längst seine Dienste verlor, aus einem halben Duzend Weiduhren, von denen keine ging, aus Laternen und Kronleuchtern. Aber das Stück, das er am meisten

preiszog, war ein deutscher Säbel, ein ritterliches Geschenk eines deutschen Vertreters.

Nichts machte diesem Mann so viel Freude als die große Schale, in der Hunderte von Kindern laut, wie alle Naturvölker, übten und lernten, Sualheli zu verstehen und die arabischen Schriftzeichen nachzumalen, und wo sie mit Stolz auf der Landkarte zeigten, wo denn der große Sultan von Germanien wohnte, dessen vornehmsten Vertreter sie jetzt bei sich hatten. Nicht der Glaube an unser Wohlwollen, sondern die Ueberzeugung von der Macht, die hinter diesem Wohlwollen stand, und die ihnen eine freie Entwicklung ließ, brachte der Landschaft diese glücklichen Stunden, und jedesmal, wenn wir auf unseren langen Märchen unter irgendeinem Mango- oder Brotfruchtbaum Rast machten, erschien dieser oder jener Sultan, größer und kleiner, brachte sein Kind zum Geschenk, empfing eine reichliche Gegengabe und erörterte seine Beschwerde, die manchmal, ja der Regel nach weit über die Zeit der deutschen Okkupation zurücklag, und spät des Nachts, wenn wir uns längst zurückerogogen hatten, tönte noch das einstimmige Geklatsche natter Füße, das Geschnalze und die Gesänge in Moll, die die Weiber stundenlang, im engen Kreis herumtanzend, ihren unglücklichen Säugling auf den Boden gebunden, aus Freude und Genugung den bewundernden Schwarzen unserer Karawane vorzanzten. Da nun unter dem freien Sternenhimmel des Lagers und in der Ruhe und im Vergnügen oder unter dem Halbtempel des Großen Gerichts, wo der deutsche Bezirkssekretär, mit einem schwarzen Dolmetscher rechts, unterhielt von den arabischen Kellern links, vor den indischen Kaufleuten einer großen Menge Recht sprach, wo Hunderte von schwarzen Gestalten, auf die Fußstapfen gekauert, mit Verzauen ihre Sache versuchten, unterhielt in gehaltener und würdiger Weise von den Vertretern ihrer Hauptlinge, überall was das gleiche Verhältnis, die der Weiße eingeführt hat, und die der Schwarze anerkennt, tausend Kilometer von der Küste, unter dem Aquator, im schwärzesten Afrika. Auf diesem Pfeiler ruht wohl ein großer Teil das gesamte Kolonialwesen, und die größte Kolonialmacht der Welt, England, ist es, die diesen Pfeiler umstürzt, indem sie zusammen mit Frankreich alle Völker schwarzer und viele Völker gelber Rasse gegen die Zentralmächte führt, sie nach Europa verpflanzt, mit dem Gebrauch jeder, selbst der feinsten, modernsten Kriegswaffe vertraut macht.

## Der Dide.

Von Wulf Wlen.

Wenn er sein Bäuchlein über den Rosenhof trug, schmunzelte seine Korbette. War es doch die stichtische Vertörperung seines Wohlwollens, der Gipfel des wohlgeklärten Bedagens, das von ihm, dem geliebten Kompaniechef, auf seine Unterpriester ausströmte. Zu dieser ersten Blüte der Gefährten, wenn auch noch nicht recht gesetzten Männlichkeit gehörte damals auch ich. Und ich war mir vollumfänglich bewußt, daß ich das Entsetzen eines hochwürdigen Mannes bildete, der für das Frauenwohlrecht schwärmte; in meiner Marienblüte gab ich nämlich der Ansicht Ausdruck, das Recht, die Frauen zu wählen, sollte doch besser dem Manne belassen bleiben. Solche und ähnliche Scherze trugen uns mit wohlwollendem Beifallschmunzeln verhängte Strafen und Ermahnungen ein, die dem guten Humor des Kompaniechefs alle Ehre machten. Wir vergötterten ihn, und gerade darum war sein runder Bäuchlein die beliebte Zielscheibe unserer manchmal guten, manchmal gutgemeinten Witz. Zu den letzteren gehörte der eines bereits im schwügenden Alter von 17 Jahren stehenden langausgesprochenen „Herrn Unteroffiziers“ — er schläft jetzt den ewigen Schlaf irgendwo in französischer Erde — der bei der Betrachtung unfer Zielscheibe ausrief: „Wenn dem Diden ein Gegner beim Fechten die Klinge in den Bauch stieße, würde es knallen wie beim Springen eines Seltproppens!“ Der Dide stand in dem Rufe, daß seine Kraft in der Vertigung des schon von seinem Lieblingsdichter Schalepspeare so sehr geschätzten pridelnden Getränts der Zerkraft Falstaffs bestämte. Wenn nicht seine dienstliche Wichtigkeit ihn vor allzu großem Unzufuge geschützt hätte und wir ihn nicht so unmeniglich lieb gehabt hätten, wäre er dem Spitznamen Falstaff nicht entgangen. So blieb er für uns „der Dide“. Und daß er nicht wie der lahmpföppige John die Vorsicht für

den besseren Teil der Tapferkeit hielt, hat er bewiesen. Nur zu eindringlich für mich, der ich ihn vielleicht am meisten geliebt habe!

Novers. Dreimal ist die Höhe gestürzt, dreimal hat das Bajonettestöße Arbeit getan, dreimal mußten wir den schweren Geschützen des Gegners weichen. Der vierte Sturm steht bevor, ein Hindernissen über die Leiber toter und verwundeter Kameraden. Reservisten und Landwehrleute wissen, es geht um die Entscheidung der ganzen Schlacht. Sie werden fürchten, wie sie es dreimal vergeblich getan haben. Wie ein steter Hammer Schlag sibt der Gedanke in den Hirnen: wir müssen's zwingen! „Man an den Feind, losse es, was es wolle!“ Das hat ihnen ja der vielgehabte und bespöttelte Drill in Fleisch und Blut eingetrichtert!

Der Dide, jetzt Oberleutnant und Führer eines Reservebataillons, führte seine Bataillone heran. Bei dem Angriff über den weiten, unbedachten Gang vermischen sich die Verbände. Ich raffe an einem Steilabfall eine Kompanie zusammen. Das beiderseitige Artilleriefeuer steigert sich zu einem langanhaltenden Brüllen, das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer klingt, ein letztes, hastigstes Zischen durch die in Gluthitze stimmende Luft. Wir alle haben nur den einen Gedanken: „Wasser oder Sturm!“ Da endlich löst sich die Hochspannung aller Herzen, das Blutmaßern in der Hirschkale hört auf; von rückwärts tönt das Signal „Seitengewehr pflanzt auf!“ — „Sprung — auf marsch — marsch!“ — „Kampfpause vor dem Einbruch in den Feind.“

Im Gebüsch an einem kleinen Steilabfall liegen drei Leute. Ich will sie heranholen, denn wir brauchen den letzten Mann. „Was macht ihr da?“ — „Wir haben einen Schwerverwundeten.“ Ein Sanitätsfeldarzt ist's und noch zwei Mann. „Nach bin ich dort. Im Gebüsch liegt ein Schwerverwundeter Stabsoffizier. Ich kann das Gesicht nicht sehen, bemerke nur, daß er wohlbeleibt ist und daß es unter dem Mantel, den sie ihm über den Leib gelegt haben wegen der Fliegen, blutrot hervorquillt. Jetzt spricht er und ich erkenne ihn. Der „Dide“ ist's. Er lächelte mir zu. Mir aber läuft es eiskalt über den Rücken. Eine sprunghaft auftauchende Erinnerung: „Unterprima — der Dide — Klinge — Seltproppens.“ — Er bestand meine Griffenheit. „Ich weiß: Ihr habt mich lieb gehabt. Und ich euch Jungens erst recht, daß weiß Gott!“

Das Sprechen fiel ihm schwer. Er suchte, daß es mit ihm zu Ende ging. Aber er adelte seiner Schmerzen nicht, fühlte sie wohl taumelnd im Bewußtsein, daß sein Tod nicht vergebens war. Es ging ja überall schneidig vorwärts, und er überließ die für uns günstige Lage trotz der Gefahr der nahe in unserem Rücken liegenden Maas. Nur nicht dahinein werfen lassen: das war seine Sorge gewesen. Nun die bebenden war, stark es sich leicht!

Ein Händedruck, noch ein Blick in diese wunderbaren Augen, die schon in ein anderes Reich hinüberzufließen schienen, doch noch sorgend des Tages eifersames Schicksal umfaßten und mit ihrem letzten Schimmer sprachen: „Man hat doch nicht umsonst geliebt!“ Dann gelassen die Hörner das altepreußische, nervengeißelnde, siegesfrohe Sturmgeschrei. Kolbentragen, Hurrafschreie, Anrufen von Bajonetten in Menschenleibern, Staub und Blut und Dunst... Wir sind nur Tropfen im Meere der großen Geschehens!

## Helf den Babies.

Milchsendungen nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn müßten erzwungen werden. — 5.000.000 Säuglinge leiden unter dem Milchmangel.

Die Nahrungspolitik, die England gegen die Zentralmächte inaugurirt hat, ist, wie bereits verschiedentlich betont wurde, ein ganzlicher Fehlschlag geblieben, denn die Zivilbevölkerung derselben ist in keiner Weise durch irgendwelchen Mangel an Nahrungsmitteln bedroht. Wohl aber macht sich die englische Blockade bei der Ernährung von Kindern bemerkbar. Der Nachwuchs der Bevölkerung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns ist durch diese Kriegsmäßregel der Briten gefährdet. Erfordernisse von Schwerverwundenen haben ergeben, daß fünf Millionen Kinder im zartesten Alter nicht genügend ernährt werden können, da es fast gänzlich an Milch mangelt. Ein Ersatz durch Import aus Dänemark, Holland und der Schweiz, wie er in Friedenszeiten vorgenommen wurde, ist nicht mehr möglich, da auch diese Länder unter dem Mangel an Milch leiden; und den Export schon aus ureigenem Interesse einstellen mußten.

In New York hat sich nun bereits im November des Vorjahres ein „Citizens' Committee for Food Shipments“ gebildet, dessen Vorsteher Prof. Dr. Edmund von Mach ist. Bis dieses Komitee seine Tätigkeit begonnen hatte, kam die Einstellung des Paletpostverkehrs zwischen den Vereinigten Staaten und den Zentralmächten, der bis jetzt nicht wieder eröffnet wurde, wiewohl nichts unversucht blieb, um eine Wiedereröffnung zu ermöglichen.

Mittlerweile hat das Komitee jedoch festgestellt, daß der Mangel an Milch in Deutschland und Oesterreich-Ungarn immer größere Dimensionen annimmt und den Nachwuchs ernstlich gefährdet. Dieser Umstand hat das Bürgerkomitee bewogen, eine großzügige Propaganda in die Wege zu leiten, um die Administration in Washington zu überzeugen, daß das amerikanische Volk als großes Ganzes eine so barbarische Kriegführung, wie sie die Alliierten Deutschland und seinen Verbündeten gegenüber in Anwendung bringen, nicht zu dulden geneigt ist. Prof. von Mach hat aus diesem Grunde an Dr. Hegamer, den Präsidenten des Deutschamerikanischen Nationalbundes, ein Schreiben gerichtet, in welchem er den Nationalbund auffordert, das Bürgerkomitee in seinem Bestreben, Milch nach den Ländern der Zentralmächte gelangen zu lassen, zu unterstützen.

Prof. von Mach schreibt in seinem Briefe: „Trotz vielfacher Erwähnung, daß in den Ländern der Zentralmächte Mangel an Milch herrscht, sind nicht die weitesten Kreise des amerikanischen Volkes davon überzeugt, daß dies wirklich der Fall ist, umso mehr als der deutsche Reichszentraler in seiner kürzlich gehaltenen Rede erklärte: „Deutschland leidet nicht an unentbehrlichen Nahrungsmitteln.“ Das Komitee hat deshalb seine Beweise in der Form von drei Erklärungen gesammelt, von denen jede einzelne die obige Behauptung bestätigt.

Der erste Erklärer ist in einem wissenschaftlichen Bericht über die Milchproduktion in Deutschland von Prof. C. W. Larsen vom State College of Pennsylvania enthalten, der kurz vor dem Kriegsausbruch nach Deutschland geschickt wurde, um dort die Milchproduktion zu subzieren, und bei der Ueberreichung seines Berichtes schrieb:

„Als Amerikaner, der an dem großen Problem der Milchproduktion für unsere Kinder interessiert ist, kann ich nicht umhin, derzeit auf den großen Vorteil hinzuweisen, den dieses Land den Vorkriegern der jetzigen deutschen Generation verdankt.“ Prof. Larsen erwähnte in seinem Bericht sodann, daß infolge des Futtermangels in Deutschland auch ein Milchmangel eingetreten sei, so daß nicht genügend Milch vorhanden sei, um alle Kinder zu ernähren.

Dieser Bericht wurden dem Präsidenten Wilson unterbreitet und machte einen tiefen Eindruck auf denselben. Die zweite Erklärung umfaßt den Inhalt von 36 Briefen, die dem „Citizens' Committee for Food Shipments“ zugegangen sind und die für erhaltene Nahrungsmittel sind, die von dem Komitee mit der Briefpost nach Deutschland geschickt wurden. Zwei dieser Briefe enthalten die Erklärung, daß ein Bericht über gewisse Zustände in Deutschland nach dem Ausland verboten ist. Trotz dem enthalten mehrere dieser Briefe den Hinweis, daß Milchnot in den Ländern der Zentralmächte herrscht.

Die dritte Erklärung ist ein gefaltetes Interview mit Richter Ben Vindjan, der von Henry Ford nach Deutschland geschickt wurde, um die Milchfrage in Deutschland zu studieren. Richter Vindjans Eindrücke sind in dem Passus: „Englands Politik mag Tod oder ein Leben ohne Gesundheit für tausende von deutschen Kindern bedeuten“ enthalten.

Präsident Wilson hat die sogenannte Blockade der Alliierten als unethisch, unaltbar und nicht wirtschaftlich erklärt. Wir wünschen nicht dem Präsidenten Ungelegenheiten zu bereiten, haben ihm aber unseren Standpunkt mitgeteilt, und er war so gut, ihn anzuerkennen, daß nämlich die Frage der Sendung von Milch für Millionen lebender Kinder nicht eine Frage des Gefehes, sondern eine der Humanität sei. Wir haben deshalb unsere Regierung ersucht, für uns einen Weg zu öffnen, um Milch nach Deutschland senden zu können, wo sie unter der Aufsicht des Roten Kreuzes verteilt werden soll.

Am 28. Januar hat Herr Lansing ein solches Verlangen an die Alliierten gerichtet. Zwei Wochen später antwortete Frankreich, daß es aus „militärischen“ Gründen dem Verlangen nicht stattgeben könne. Großbritannien hat noch nicht geant-

wortet, und dies ist mit Rücksicht auf einen Artikel in der „London Times“ sehr bezeichnend. Diese Zeitungsartikel, dessen Vorsteher Prof. Dr. Edmund von Mach ist, bis dieses Komitee seine Tätigkeit begonnen hatte, kam die Einstellung des Paletpostverkehrs zwischen den Vereinigten Staaten und den Zentralmächten, der bis jetzt nicht wieder eröffnet wurde, wiewohl nichts unversucht blieb, um eine Wiedereröffnung zu ermöglichen.

„Vor allem sind zwei Punkte von Wichtigkeit: Nämlich Präsident Wilson davon zu überzeugen, daß im ganzen Lande das Verlangen besteht, daß er zu gunsten der Milchsendungen einsetzt, und zweitens, das Land im allgemeinen von den wirklichen Tatsachen in Kenntnis zu setzen. Amerikanische Bürger mögen gegenwärtig „pro-deutsch“ oder „pro-alliiert“ sein, sind aber sicherlich alle „Pro-Babies“.

„Je mehr Leute entschlossen sind, Milch abzugeben, indem sie zu dem Milchfonds Beiträge geben, desto härter wird unsere Stellung in Washington sein. In diesem Fall kann der einzelne gar nichts, die große Masse jedoch alles erreichen.“

Dieses Schreiben Prof. von Machs spricht für sich selbst. Es gilt hier, die schädliche, aller Menschlichkeit und aller Gesetzen der Moral höhnspredende Kriegführung der Alliierten, die ihrer eigenen Abgabe zufolge für Humanität und Freiheit kämpfen, dadurch in die gehörigen Schranken zurückzuweisen, daß man an die Administration in Washington die ja das Stichwort „Humanität“ auf ihr Banner geschrieben hat, mit dem nachdrücklichen Ersuchen herantritt, ihrer Pflicht als Regierung einer neutralen Macht nachzukommen und einen Krieg gegen Säuglinge und unermüdliche Kinder Einhalt zu gebieten. Fünf Millionen unschuldiger Kinder werden durch das Vorgehen der alliierten Mächte gefährdet, und es ist die unabwendbare Pflicht eines jeden, der auf die Bezeichnung „Mensch“ Anspruch erhebt, sich mit allen Kräften für die Aufrechterhaltung menschlichen Rechts, nicht des internationalen, in die Reihe zu werfen. Dem Bürgerkomitee ist die Uebaltung eines „Milchfonds“ in den Vereinigten Staaten nahegelegt worden. In diesem Falle soll jeder, wie es in dem Vorschlag heißt, dem Milchfonds soviel beisteuern, als seine Milchrechnung für diesen einen Tag beträgt. In vielen Fällen wird dies nur eine geringe Summe sein, von hunderten aber beigeführt, wird der kleine Betrag zu einer Riesensumme, und von einem Dollar allein kann schon ein Kind in Deutschland und Oesterreich-Ungarn eine volle Woche hindurch mit Milch versorgt werden. Diese Beiträge werden von Carl L. Schurz, German-American Bank, Mills Building, New York, als dem Schatzmeister des Komitees gesammelt und ihrer Bestimmung zugeführt. Sofortige Hilfe ist hier am Platze, sodas noch vor Eröffnung der Paletpost und der Freigabe der Milchsendungen Milch in formierter Form auf dem Wege der Briefpost nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn geschickt werden kann. Deutschlands Zukunft liegt in seinen Kindern, für die Deutschlands Heere gegenwärtig den heiligen Boden des Vaterlandes schütten, auf daß der neuen Generation ungeschädelt erhalten bleibe.

Wenn Frankreich und England solche Sendungen nicht passieren lassen wollen und es vorgehen, auch weiterhin gegen Kinder Krieg zu führen, so müssen sie dazu gezwungen werden, dem gerechten Verlangen hunderte tausender human denkender Menschen nachzugeben. Die Administration in Washington ist in der Lage, den Forderungen der Bevölkerung nach Milch zu verbleiben und ein Durchgehen derselben, wenn das „Citizens' Committee for Food Shipments“ sich darauf berufen kann, daß nicht hunderte und tausende, sondern hunderte tausende hinter ihm stehen, geeint in dem Verlangen, den lebenden Kindern drüben Hilfe zu bringen.

Nur tatsächliche Hilfe in finanzieller und anderer Art kann dieses Ziel erreichbar machen, und deshalb schon jetzt sich niemand von diesem großzügigen Hilfsmittel ausschließen, sondern sich ganz in den Dienst desselben stellen.

— Der Dideberger. A. —  
„Worum hast du dich nicht als Kriegsfreiwilliger gemeldet?“  
B.: „Weißt du, Mutter hat immer gesagt, man soll sich niemals vorbringen.“

— In Zweifel. Kaufmann (zu seinem sechsjährigen) „Wie gefällt dir das neue Bräutchen?“  
„Müß-a wir es behalten oder ist es bloß ein Mutter?“